

Die Neue Welt

Nr. 6

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

„Ach Du — Richard!“ Susannens Gesicht klärte sich auf, sie streckte dem Bruder die Arme entgegen.

Lachend setzte er sich auf den Rand des Ruhebettes und küßte ihre beiden Hände. „Nun, wie geht's, Susi, wieder sehr angegriffen? O!“

Sie sah ihm zärtlich in's Gesicht und streichelte ihm die Wange. Man hätte ihrem harten, spröden Organ kaum die Modulation zugetraut: „Ist es auch recht, daß Du bei solchem Nordost ausgehst? Du Leichtfuß! Wenn Du Dir nun wieder Deinen Husten holst!“ Sie gab ihm einen leichten Klaps.

„Ach was!“ Er haschte nach ihrer Hand. „Nur nicht am Gängelbände führen wie ein kleines Kind! Was wollt Ihr?“ Er rechte sich. „Ich bin ja jetzt ferngefuhr!“

„Warum warst Du denn gestern nicht bei Beltens? Ich dachte, Du scheuest das Tanzen.“

„I bewahre!“

„Dann war es recht ungezogen von Dir, wegzubleiben — und unklug,“ sagte sie bedeutungsvoll hinzu. „Irene Reichenbach war da und umschwärmt wie keine. Du weißt, daß Du Chancen hast. Das Mädchen ist reizend und so bescheiden für die Millionen! Die Reichenbachs sind in der zweiten oder dritten Generation getauft, der Vater ist hoch angesehen; warum fadelst Du eigentlich?“

„Ich mag nicht,“ sagte er verdrossen.

„Aber Richard!“ Sie wurde roth vor Schreck.

„Was für Launen! Anfang Winters machtest Du ihr sehr die Cour — und nun auf einmal keine Luft?! Ich war schon so froh, ich sah Dich in Gedanken angenehm sitzen, eine hübsche, reiche Frau, Du kannst ganz Deinen Liebhabereien leben! Die Reichenbach betet Dich an, und der Alte würde Dich gern als Schwiegerohn nehmen. Lieber Gott!“ — sie streichelte ihm wieder die Wange und sah ihn mit Genugthuung an — „ich bin ja auch stolz auf Dich! So viel Talente wie Du hast! Richard, ich werde Dich nächstens mit Irene Reichenbach zusammen einladen, ganz allein, da hast Du die beste Gelegenheit, das Veräumte nachzuholen.“

„Thu' das nicht, ich mag sie nicht.“ Er sah finster vor sich hin und laute an seinem Schnurrbart.

„Was fällt Dir ein?“ Sie richtete sich in vollem Entsetzen auf und schlug die bebenden Hände zusammen. „Jetzt, nachdem ich die Sache so schön eingeleitet habe und so viel dafür gethan?! Du bist ein schrecklicher Mensch, von einem kindischen Eigensinn! Sei doch nicht so thöricht, Du lebst und lebst in den Tag hinein und zehrst von Deinem mütterlichen Erbtheil —“

„Das ist bald alle,“ lachte er.

„Was dann?“ Fieberisches Roth der Erregung

trat ihr auf die Wangen. „Du weißt garnicht, was zum Leben gehört! Erst haben die Eltern für Dich gesorgt, und seit Deinem neunzehnten Jahre, seitdem wir sie verloren haben, Sorge ich für Dich.“ Thränen kamen ihr in die Stimme. „Ich habe, weiß Gott, Alles aus größter Liebe gethan, Keiner wacht ängstlicher und eifersüchtiger über Dein Genie, aber — aber —“

„Sei nur nicht so! Susi! Ja, Du bist sehr gut, ich bin Dir auch sehr dankbar!“ Er küßte sie. „Aber sieh' mal, ich will mich doch nicht ewig bevormunden lassen, ich will doch nun auch einmal thun, wie ich will.“

Sie sah ihn mit erstaunt aufgerissenen Augen an. „Wenn man sich sein ganzes Leben lang hat leiten lassen und immer unselbstständig war — und nun auf einmal —!“

Ungebuldig sprang er auf. „Dann hat man's eben einmal satt! Ich mag nicht, ich will nicht immer Euer Spielzeug sein, die Marionette, die Du hin und her schiebst, wie's Dir beliebt. Ich danke! Ich nehme die Reichenbach nicht, ich mache, was ich will — und nun laß mich in Ruh'!“ Mit erregten Schritten ging er auf und nieder.

„Richard, nicht so laut! Richard, meine Nerven!“

„Ah so, entschuldige! Ich habe auch Nerven,“ sagte er gezwungen ruhig und setzte sich wieder hin; aber auf einen Stuhl, nicht auf das Ruhebett.

„Du hast Dich wohl anderweitig engagirt?“ Die Schwester stieß sich auf den Ellenbogen und sah den Bruder mit halb zugekniffenen Augen forschend an. „Richard, Richard, hast Du Dich wieder verplempert? Es ist schrecklich!“ Sie zog ihr Taschentuch und fing an nervös zu weinen.

Er rührte sich nicht, er sah da wie angenagelt. Minuten vergingen. Endlich murmelte er: „Ich liebe sie nicht. Ich will nur aus Liebe heirathen.“

Sie lachte auf, mitten in ihren Thränen; es war ein recht greller Klang in dem Lachen. „Liebe —?! Mein Schatz, Karl und ich haben uns auch aus Liebe geheirathet! So was giebt sich in der Ehe, die ewigen Emotionen halten nicht vor. Du bist wie ein Kind, Richard — Liebe?!“ Sie zuckte die Achseln und knaulte ihr Taschentuch zusammen.

„Natürlich, wir haben uns ja lieb, Karl und ich — selbstverständlich — aber wie Du Dir sie denkst, so ist die Ehe nicht. Künstlerlaunen! Unpraktische Geniegedanken! Die Hauptsache ist, daß man nachher sein gutes Auskommen hat und sich den erwünschten Komfort gewähren kann. Denke mal, was hast Du, wenn Du eine Frau noch so liebst und sie nachher nicht ernähren kannst?! Und dann kommen Kinder und alle möglichen Unannehmlichkeiten! Daß es Dir so gehen sollte, das macht mich schauern.“

Er war bleich geworden und senkte den Kopf auf die Brust. Jetzt hob er ihn aber wieder zuversichtlich. „Ich werde arbeiten. Mein Buch muß doch endlich fertig werden — und — und dann habe ich schon viele Skizzen verkauft, wenn ich fleißig bin, male ich im Jahre mehrere Oelgemälde. Klavierstunden à eine Mark brauche ich darum noch nicht zu geben!“ Er lachte kurz und nervös und fuhr sich über die Stirn.

„Du bist ein Narr,“ rief sie ärgerlich und schnellte hastig die Füße vom Ruhebett. „Hoffentlich machst Du keine Dummheiten! — Ah, Karl, bitte, mache die Thür zu. Entweder hinein oder hinaus, Dein Stehen so auf dem Sprung, zwischen Thür und Angel, ist mir schrecklich. Ich bin ganz krank!“

„Ja, Du scheinst heute sehr nervös zu sein!“ Doktor Allenstein blieb ruhig auf der Schwelle stehen.

„Karl!“ sagte sie scharf.

„Ah — entschuldige, mein Engel.“ Er schloß geräuschvoll die Thür und kam näher. „Ich habe nicht lange Zeit. Morgen, guten Morgen, vielmehr Mittag, lieber Schwager! Wie geht's? Audienz gehabt?“ Er lachte jovial, daß sich seine kräftige Gestalt schüttelte, und klopfte dann dem Anderen, den er bedeutend überragte, auf die Schulter. „Du läßt Dich ja garnicht mehr bei uns sehen? So sehr selten! Beleidigt irgend was bei uns Dein Künstlerauge? Ich etwa gar?“ Er rechte sich und strich sich wohlgefällig den wundervollen blonden Bart.

„O nein,“ Bredenhofers sah vor sich nieder — „ich bin eben beschäftigt, habe meine Gedanken und — und — Abends seid Ihr ja nie zu Hause,“ setzte er rasch hinzu, wie froh, eine Ausrede gefunden zu haben.

„Natürlich — geh', alter Junge!“ Allenstein schlug ihm auf die Schulter und blinzelte mit den großen, auffallend blauen Augen. „Als wenn Du Abends nicht auch was vorhättest! Mach' mich nicht dumm! Und am Tage — was? — da brütest Du wohl über ungelegten Eiern?“ Er lachte so herzlich, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

„Ich bitte Dich, Karl — diese unzeitige Fröhlichkeit! Richard hat eben mit sich zu thun,“ sagte Susanne sehr gereizt. „Du hast gar kein Verständnis dafür. Wenn man so talentirt ist —“

„Talent hin, Talent her!“ Der Doktor trat an das Ruhebett und kniff seine Frau in die Wangen. „Sei man nicht so aigrirt, alte Lotte! Ich trete doch, weiß Gott, Deinem Herzensbruder nicht zu nah'! Weil er so'n famoser Kerl ist und ich ihn riesig gern mag, möchte ich ihn mehr hier haben. Aber der — er brühte pfliffig die Augen zusammen und that geheimnißvoll — „der ist jetzt sehr in Anspruch genommen.“

„Wieso?“ Auf des jungen Mannes Wangen zirkelten sich zwei rothe Flecken ab. „Daß ich nicht wüßte!“

„Na, thu' man nicht so unschuldig!“ Allenstein mußte die Sache außerordentlich komisch finden; er musterte bald seinen Schwager, bald seine Frau. „Wer war denn das niedliche Mädchen, mit dem ich Dich neulich gegen Abend in der Kurfürstenstraße sah? Ihr standet unter der Laterne und kountet Euch garnicht trennen. Ich fuhr vorbei und hielt am Nebenhaus; bei Hauptmann Kurz haben die Kinder Ohrenkatarrh infolge von Scharlach. Was Gewöhnliches war's nicht; entschieden eine Dame!“

Susanne horchte auf. „Wer war das, Richard?“

„O — o — eine Bekannte — sehr nettes Mädchen — über jeden Zweifel erhaben — ich begreife Dich nicht, Karl!“ Ein wüthender Seitenblick Bredenhofers streifte den Indiskreten.

„Na, na!“ In diesem „Na, na“ lag eine ganze Welt von Zweifel.

Der junge Mann brannte auf. „Ich verbitte mir jede Venerung! Fräulein Langen ist ein ganz reizendes Mädchen, ein vorzügliches Mädchen; ein starkes geistiges Band verbindet uns. Daß Du immer gleich solche — solche Ideen haben mußt, Karl!“

Der Schwager antwortete nicht, sondern piff durch die Zähne und gab dann seiner Frau einen Kuß. „Adieu, alte Lotte, ärgere Dich nicht, laß ihn nur! Sei so gut, bestelle mir zu Mittag etwas recht Leichtes, vielleicht Spargel mit Bachhuhn. Heute Abend bei Menows giebt es entschieden Gänseleberpaste und anderes Getrüffeltes; ich muß mich schonen. Adieu, Schätzchen,“ er küßte sie schnalzend auf jede Wange. „Adieu, Schwager, viel Vergnügen — aber nicht verplempern!“ Er drohte lachend mit dem Finger und verließ das Zimmer.

„Daß Karl immer so guter Laune ist,“ seufzte Frau Susanne. „Er hat eben keine Nerven. Richard“ — sie rüdt sich zurecht und nahm die Miene an, als wolle sie einen Schuljungen abstrafen — „daher also Dein Widerwille gegen eine Heirath?! Wer ist das Mädchen, was hast Du mit ihr vor?“ fragte sie streng.

Das Blut schoß ihm zu Kopf: „Ich liebe sie,“ sagte er trotzig, und dann noch einmal, weich: „Ich liebe sie!“

„Haha, hahaha!“ Ihr Lachen hatte entschieden etwas Berleyendes; gleich darauf nahm sie eine gekränkte Miene an. „Es schmerzt mich tief, Richard, daß Du so wenig Vertrauen zu mir hast. Ich bemühe mich für Dich und mache Alles für Dich zurecht, und Du findest es nicht einmal der Mühe werth, mir ein Wort zu sagen? Wer ist sie, was ist sie, ist sie gut situiert?“

Er sah vor sich nieder. „Sie ist Sängerin,“ sagte er leise, „eine angehende, junge Künstlerin, aus guter Familie, die Mutter ist Wittwe. Vermögen hat sie nicht.“

„Und Du willst sie heirathen?“

„Ich will sie heirathen.“

„Bist Du von Sinnen, ganz verrückt?“ Sie sprang auf und faßte ihn bei beiden Schultern. Sie rüttelte ihn. „Richard — heirathen?! Auf was?“

„Du bist sehr klug,“ sagte er langsam und schob ihre Hände von seinen Schultern. „Ich habe mir auch Alles gesagt. Aber ich heirathe sie doch. Ich kann nicht leben ohne sie, sie ist reizend, entzückend — ein schwärmerischer Ausdruck verklärte sein Gesicht — „sie ist die Poesie selbst. Laß nur“ — er fuhr sich über die Stirn — „es wird schon wie werden!“

„Du Unglücks Mensch — Richard!“ Frau Susanne brach in krampfhaftes Schluchzen aus und warf sich auf die Chaiselongue. „Was wird Onkel Hermann sagen? Und Tante Hannchen! Um Gotteswillen, um Gotteswillen, Du verscherzt Dir Onkels ganzes Wohlwollen! Er war so sehr für die Reichenbach, und Du weißt, wenn er sich auf etwas kaprizirt hat — ach, Richard, dieser Kummer!“

Der junge Mann verzog finster die Stirn. „Es thut mir leid, furchtbar leid, um ihn, um Dich, um — ja, um mich am Ende auch. Es wäre

besser, Lena und ich bräuchten nicht mit sekundären Schwierigkeiten zu kämpfen; aber“ — er seufzte — „es ist doch nun einmal nicht anders! Susi,“ er drückte sich neben die Schwester auf die Chaiselongue und ergriff deren Hände — „Susi, gute Schwester, Du kannst viel beim Onkel durchsetzen, er hört auf Dich, leg' ein gutes Wort für mich ein! Er wird mich doch deswegen nicht enterben? Ha“ — er lachte plöglch auf und hielt dann inne, erschrocken über das eigene Lachen — „wegen solcher Lappalie! Nein — Unsinn!“

„Sei nicht zu sicher! Onkel Hermann hat einen eisernen Kopf, und in den hat er sich nun einmal die Reichenbach gesetzt. Er hat schon so viel für Dich gethan — Kunstreisen, der Aufenthalt im Süden — er will Dich nun auch nach seiner Façon selig machen. Er hat ein Recht dazu.“

„Recht — Recht!“ grollte er. „Er dünkt sich unfehlbar, wie der Paps. Weil ich Wohlthaten von ihm empfang, soll ich zum Dank mein ganzes Lebensglück opfern?! Nein, nein! Ich pfeife auf seine Erbschaft, mag er sie behalten. Ich gehe.“ Er sprang auf, rüdt sich den Rock zurecht und näherte sich der Stubenthür. Dort hielt er noch einmal inne und sah zurück.

Da lag seine Schwester auf dem Ruhebett, hielt die Hände vor's Gesicht gedrückt und schluchzte, daß ihr Körper bebte. „Und nicht einmal so viel Vertrauen zu uns — kein Wort — Alles hinter dem Rücken!“

Es überkam ihn wie Neue. Schon war er bei ihr und versuchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„Laß mich — laß mich — Du hast kein Vertrauen!“

„Hätte ich Euch eher etwas gesagt, Ihr hättet mir längst abgeredet, und wer weiß“ — mit einem betroffenen Ausdruck starrte er vor sich hin — „ich hätte mir abreden lassen. Ich habe mich gefürchtet. Jetzt ist der Würfel gefallen.“

„So hast Du schon mit ihr gesprochen?“ Sie lockerte die Hände ein wenig und lauerte hinter ihnen nach dem Bruder.

„Nein, noch nicht!“

„Ah!“ Susanne ließ die Hände vollends sinken, ein Hoffnungsstrahl glitt über ihr Gesicht.

„Aber sie liebt mich, liebt mich grenzenlos, ich bin meiner Sache sicher.“

„Und wenn sie erfährt: Du hast nichts?!“ Ein spöttisches Lächeln kränzelte die Lippen der Frau.

„Sie wird mich lieben,“ sagte er einfach. „Wir werden uns lieben bis in alle Ewigkeit!“

Die Worte waren verklungen. Sie schwiegen. An den Fenstern rüttelte der Winterwind, im Kamin knisterten die verglühenden Zweige; es roch nach lauter Poesie.

„Susi,“ bat er endlich leise, „wilst Du sie Dir nicht wenigstens einmal ansehen? Sie singt heute Abend im Konzert, das von ihrem Professor veranstaltet ist; komm mit mir, sieh sie! Du wirst, Du kannst ihr nicht widerstehen! Und sie singt —!“

„Ich werde sie mir ansehen,“ sagte sie hart.

VI.

Vor der Philharmonie hielten viele Equipagen. Das Konzert des berühmten Mannes war gut besucht; er hatte Gönner und Fremde, und wer ihm nicht wohlwollte, dem zeigte es nicht.

Professor Dämel führte seine anerkennenden Schüler dem Publikum vor, nebenbei hatte ein hervorragender Violinvirtuose seine Mitwirkung zugesagt.

Es war häßliches Wetter. Der Nordost war umgesprungen, Feuchtigkeit in der Luft; Regen und Schnee gingen vermischt nieder. Richard Bredenhofers hüftelte, als er mit seiner Schwester im Strome der Menschen dahinschob. Ringsumher nichts wie Abendmäntel und Kapuzen, männliche Wesen waren weniger vertreten; Professor Dämel machte mehr in Weiblichkeit.

Der große Saal, von den elektrischen Kugeln tageshell erleuchtet, sah unheimlich kritisch und anspruchsvoll aus. Hier war schon mancher Ton erklingen und hatte sich in den vielen Logen und Winkeln verfangen und war verflattert, ohne Nachhall

und Ruhm. Es war kein glücklicher Gedanke, für ein Vokalkonzert diesen Raum zu wählen; aber Professor mußte das doch besser wissen, er war ja ein berühmter Mann.

Richard Bredenhofers war von einer fieberhaften Unruhe, das Programm in seinen Händen kitzelte und knitterte; in einem fort blätterte er die ersten beiden Seiten um und blätterte sie wieder zurück. Da stand es: „Fräulein Magdalene Langen“ und hier: „Schumann'sche Lieder“. Alles Andere interessirte ihn nicht.

Verstohlen sah er die Schwester an. Sie sah da wie ein Bild aus Stein, im hoheleganten Seidenkleid, kernengerade; sie ging nachher noch in Gesellschaft zu Menows, es war eine besondere Liebenswürdigkeit von ihr, hier zu sein.

Er sah sich um; waren denn alle Gesichter so steinern, kein einziges warm und entgegenkommend? Es legte sich ihm beklemmend auf's Herz, wie eine abkühlende Douche kam es ihm auf den Kopf. Da — ganz vorn in der ersten Reihe — das strahlend heitere, jünglingsfrische Gesicht Doktor Neuer's! Wie eine Erösung wirkte sein Anblick auf den Verzagten, er klammerte sich mit den Blicken an diesem Gesicht fest. Und nun, nun ging's los!

„Sitz' ruhig,“ sagte Frau Doktor Allenstein. „Dein Hin- und Herrutschen macht mich nervös.“ Es war das Einzige, was sie bis jetzt geäußert hatte; auf dem Herweg stumm, seit dem Hiersein stumm.

Bredenhofers hörte nicht zu. Was er dachte, er wußte es selbst nicht. Leere Klänge klangen vom Podium, in seiner Seele fand kein Ton einen Widerhall. Wie fernes Brausen umrauschte ihn das Klatschen des Publikums — der hervorragende Geiger hatte gespielt; wie ein schwarzer Strich stand er oben auf dem Podium, dienerte und schwenkte den Bogen.

Was wollte der Mann da? Richard's Gedanken wanderten fort aus dem hellen Saal, fort von den klatschenden Menschen — in dem kleinen Künstlerzimmer stand sie wohl jetzt, den Kopf gesenkt, horchte nach dem Weisfallsbrausen und wartete auf ihre Nummer. Ob sie Angst hatte? Er hatte Angst. Er konnte nicht still sitzen, er reckte sich und streckte den Hals. Der hervorragende Geiger war fort; jetzt kam der berühmte Mann die Stufen von dem Seitenthürchen herunter, mit Würde führte er die Sängerin in rosa Seide vor. Fräulein Krotoschinska stand auf dem Bettel.

Ein leises Rauschen, ein flüchtiges Surren ging durch den Saal — ah, eine blendende Erscheinung! Fräulein Krotoschinska trat fest bis vorn an die Rampe, das elektrische Licht zeigte ihren tief entblöhten weißen Hals noch weißer — jetzt öffnete sie den Mund, ihre mächtige Stimme füllte den Saal und drang bis in den fernsten Winkel.

Ein Beifall sondergleichen! Immer wieder mußte sie sich verneigen. Sie lächelte, sie hatte schon die richtige Art, sich mit dem Publikum in Einverständnis zu setzen; ihre großen Augen bligten die Reihen ab, ein Jeder glaubte einen besonderen Dank erhalten zu haben. „Famos — ausgezeichnet — herrlich,“ murrmelte man. „Bravo, bravo!“ Und der gefürchtete Kritiker Plappert machte folgende Bemerkung in sein Taschenbuch: „Neuer Stern am Himmel der Kunst, junoische Erscheinung, höchst beachtenswerthe Leistung, von Bühnen beizeiten mit Beschlag zu belegen.“

Professor Dämel strahlte.

„Sie werden einen schweren Stand haben,“ sagte er zu Lena, als er sie die Stufen hinabführte. Ihre Hand zitterte und war eiskalt; zu Hause hatte sie so guten Muth gehabt, sich gefreut, nun war ihr doch bange. Wie hilflos suchte sie ihren Blick durch den Saal schweifen — sie sah nichts, Alles erschien ihr ein unentwirrbares Chaos. Dämm, kaum hörbar klangen ihr die Akkorde der Begleitung, sie holte Athem, zwei-, dreimal.

„Sie ist es — da!“ hatte Richard Bredenhofers geflüstert und seine Schwester angestoßen; sein Herz klopfte krampfhaft.

Frau Doktor Allenstein verzog keine Miene, sie nickte nur mit dem Kopf.

Die kleinen Schumann'schen Lieder klangen recht simpel nach der rauschenden Opernarie der Vorgängerin. So garnichts Brillantes! Die Töne kamen und

gingen, ganz melodisch, aber unbedeutend wie heimisches Vogelgezwitscher; sie machten keinen Eindruck. Der Refrain war artig; ein freundlich herablassendes, kurzes Klatschen, und dann war's aus.

Bredenhofer klappte wie wütend die Hände zusammen, er wollte den Beifall erzwingen. Es gelang ihm nicht.

„Mach' Dich nicht lächerlich,“ sagte seine Schwester halblaut.

Der Schweiß brach ihm aus, er fühlte eine entsetzliche Enttäuschung und zugleich eine wilde Indignation über das Publikum. Warum klatschten sie nicht, warum machten sie der jungen Sängerin nicht Muth?

Er sah ihr Gesicht in blasser Lieblichkeit, er sah die schlauke, weiße Gestalt sich verbiegen, sich abwenden und gehen. Vor seinen Augen schwamm Alles, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, unwirlich zwirbelte er den Schnurrbart — warum sang sie nicht besser? Die Leute hatten wirklich Recht, großer Beifall war hier nicht am Platz.

„Mähig, sehr mähig; ich hätte Dir mehr Geschmack zugebraut. Ich muß gestehen, ich bin einigermassen erstaunt über Dich!“ Es war die erste zusammenhängende Rede, die Frau Susanna heute Abend von sich gab.

Ihre Worte trafen ihn wie Nadelstiche; und doch hatte sie nicht Unrecht, er fühlte sich beschämt, ernüchtert, unglücklich. Wo war Lena's Poesie geblieben, ihre süße, unbeschreibliche Anmuth, der Funke, der ihren Gesang durchwärmte und ihn zur Seele sprechen ließ?!

„Die kleine Stimme verflattert im weiten Raum,“ schrieb Blappert in sein Notizbuch, „unglückliche Wahl — gute Schule mag gerühmt werden.“

Das Konzert nahm seinen Fortgang. Die ganze Riste wurde abgeleert — Schüler und Schülerinnen — der hervortragende Virtuose spielte „Ungarische Tänze“ — da capo-Ruf — die Krotoschinska legte noch einmal los und erntete rasenden Beifall. Bredenhofer folgte dem Programm nicht mehr, er sah, die Stirn in die Hand gestützt, und traute sich nicht, seine Schwester anzusehen.

„Ach Gott, kommt sie noch einmal?“ hörte er hinter sich sagen.

Er fuhr auf, bekannte, geliebte Klänge schlugen an sein Ohr.

„Dah Du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

„Wer machte Dich so 'krank?' von Schumann.“

Er hatte sie's noch nie singen hören.

Sie stand, schlicht und rein im weißen Kleid, die Hände zusammengefaßt, den Kopf etwas hintenüber gebogen.

Kein Müßsporn im Saal, kein Scharren, kein Programmknittern.

War sie sicherer geworden, oder war es nur seine große Sympathie für dieses Lied, die ihn über die Mängel hinwegtäuschte?

„Dah ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesund,
Sie lassen mich nicht ruhn!“

Die Thränen schossen ihm in die Augen, er schluckte krampfhaft und senkte den Kopf auf die Brust. Unbeschreiblich rührend klang der Gesang, er wagte keinen Athemzug; wie eine saure Klage verhallten die Schlussworte, nichts von Bitterkeit und Vorwurf darin — sie verstand das Lied noch nicht ganz.

„O Lena, Lena, ich habe Dir Unrecht gethan, ich glaube an Deine Künstlerschaft; ich liebe Dich, ich liebe Dich!“

Er hätte aufspringen mögen, eine beseligende Unruhe packte ihn. Nun sang sie das Gegenstück. Der Meißner hat darüber geschrieben: „Dieselbe Weise, noch leiser.“

Die Tage sind vergangen,
Mich heilt kein Kraut der Natur;
Und aus dem Traum, dem bangen,
Weckt mich ein Engel nur.“

Er weinte heiße Thränen im Ueberschwang des Gefühls; so hatte er nicht mehr geweint seit seiner Knabenzeit.

Frau Allenstein rüchte hin und her, sie hatte das Publikum gemustert, nun tippte sie den Bruder auf's Knie: „Du bist krank, Richard, übertrieben nervös; sprich mit dem Arzt!“ —

Ans. Stillsitzen und Nappeln, in Hast drängt man zu den Ausgangsthüren.

Richard und seine Schwester waren eingekleidet in der Menge; jetzt ein Durchschluß.

„Nun —?!“ Er sah sie fragend, bang, erwartungsvoll an.

Sie suchte die Achseln. „Ganz nett, aber —“

„Was, aber,“ drängte er.

Sie schob ihren Arm in den seinen. „Lieber Richard, es kann sein, daß etwas aus ihr wird, ebenso gut aber, daß nichts aus ihr wird. Wie es auch sei, solche Frauen heirathet man nicht. Ist doch keine Partie! Sei mein guter, kluger Bruder! Richard!“

Er machte seinen Arm frei. „Und wenn auch nichts aus ihr würde, ihre Seele ist da, ihr eignes Ich. Ich heirathe sie.“ Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Du solltest Dich schämen, so berechnend zu reden; Du, eine Frau!“

Ihr Gesicht verzog sich und wechselte die Farbe. „Wir werden Alle gegen diese Heirath sein, morgen schreibe ich sofort an Onkel Hermann; er soll Dir den Kopf waschen!“

„Thu's!“ sagte er trotzig und warf ihr den Mantel über.

„Adieu!“

Er bot ihr keine Hand, eisig war seine Miene.

* * *

Im Künstlerzimmer stand die Krotoschinska; sie hatte ein herrliches Bonquet in ihren Händen und drehte es wirbelnd hin und her. Vor ihr drehte und wandte sich ein Herr, stark jüdisch, mit blassem, weichlichem Gesicht und scharfen Augen.

„Ausgezeichnet, mein Fräulein, großartig, wirklich großartig,“ sprach er leise und eifrig. „Sie sollten sich die Sache überlegen, weisen Sie sie nicht leichtfertig von der Hand!“

„Was wollen Sie?“

„Zwanzig Prozent, garnichts! Ich habe Verbindungen mit den bedeutendsten Bühnen, die größten Künstler wenden sich vertrauensvoll an mich. Gestern erst Brief gehabt von der Sembrich und Scheidemantel; auch Gassspiele besorge ich. Sie bekommen die glänzendsten Engagements durch mich.“

Ein abschätzender Blick überflog ihre läppige Gestalt; dann fuhr er, sich befriedigt die Hände reibend, fort: „Wie wär's mit Petersburg, Fräulein? Lieben Sie Brillanten? Kriegen massenhaft da. Liegen bei mir Kontrakte aus. Auch Hamburg, Hannover, Köln können Sie haben. Würde mehr sein für Petersburg, lohnt sich besser — bei der Figur!“

Wieder musterte er sie eingehend. Sie vertieften sich in ein interessirtes Gespräch.

Dicht neben der Thür stand Lena Langen. Ein brennendes Roth flog über ihr Gesicht, als sie sah, wie der Agent sich um die Krotoschinska mißte. Auch der Rezensent vom „Tageblatt“ hatte diese vorhin mit Komplimenten überschüttet; der allgewaltige Blappert sie sogar um ihren Besuch gebeten, er wollte einige biographische Notizen bringen.

Wer kümmerte sich um sie?

Kein Reid beschlich sie, wohl aber das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit. Ihr fehlte eben das „bischen Glück“, und wo das nicht war —! Sie senkte und hing sich den bescheidenen Abendmantel um.

Da kam der Professor. Unter den Falten des Abendmantels suchte er nach ihrer Hand und tätschelte sie.

„Na, Kindchen, ganz schön, ganz schön!“

Sie versuchte zu lächeln und seinem Blick standzuhalten; er sah sie so eigen an.

„Habe ich denn gut gesungen?“ fragte sie bekümmert.

„Im Anfang etwas matt — hm, hm — aber das gab sich.“ Er blühte sich und suchte seine andere Hand auf ihr Herz zu legen. „Na, schlägt das Herzchen noch so sehr?“

(Fortsetzung folgt.)

Salgenhumor und Sarkasmus.

Von Manfred Wittich.

„Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben!“ sprach der König der Amalekiter, als Samuel ihn, den von Saul Verhonten, im Auftrage des jüdischen Stammgottes Javeh tödtete. Wir dürfen uns wohl denken, daß diese Worte mit einem bitteren Lachen begleitet worden sind.

Wer hätte nicht in seinem Leben einmal an sich oder Anderen die Erfahrung gemacht, daß man, wenn man am liebsten aus der Haut fahren und Alles zusammentreten möchte vor Aerger, Zorn oder Verdruß, oder gar in gänzlicher Verzweiflung, seiner Gemüthsspannung dadurch Luft und Erleichterung verschafft, daß man in ein sarkastisches Lachen ausbricht, wie es Heine in folgenden Versen schildert:

(Denn) wenn des Glückes hübsche Siebenfachen
Aus von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschnitten;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerissen, und zerschritten, und zerstoßen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

Das ist Salgenhumor!

Bei einem solchen Lachen verziehen sich aber doch die Muskeln des Gesichts in unshöner Weise, daß es etwas Grinsendes erhält; man nennt dieses Lachen mit Grimm und krampfhaftem Muskelverzerrern: ingrinnig, krampfhaft-bitter. Sardonisch nannte es der alte Homer, und braucht diese Wendung öfter. Ein Beispiel dafür:

In Bettlergestalt, um unerkant zu bleiben,
lehrt der Held Odysseus, der König von Ithaka,
aus dem Kriege vor Troja nach langer Irrfahrt
heim und findet die Großen seines Inselreiches in
voller Empörung. Sie wollen sein Weib Penelope
bestimmen, Einem von ihnen Hand und Herrschaft
zu geben, und schwelgen vom Königsgut, als wäre
es schon ihr Eigen. Bei einem ihrer Gastmähler
spielt Odysseus seine Bettlerrolle und heißt als
Gabe, was Jene ihm reichen mögen. Da wirft
der Uebermüthigsten einer, Ktesippos, einen Kuhfuß
nach ihm. Odysseus aber beugt sein Haupt zur
Seite, den Wurf zu meiden, aber zugleich auch, um
sein sardonisches Lächeln zu verbergen.

Dieses Lachen kann die Auslösung des inneren Grimmes sein über die erniedrigende Behandlung, welche der Heerkönig Odysseus zur Zeit noch über sich ergehen lassen muß und will, aber auch im Voraus geäußerte grimmige Freude über die nahe Rache, welche er an den Feinden nehmen wird, wenn der Augenblick erscheint, wo er sein Infognito brechen kann.

Dieses herbe, bittere Lachen erklärten die Alten selbst so, daß es seinen Namen habe von dem sardinischen Kraut, einer dem Opich ähnlichen, bitteren, giftigen Pflanze, deren Genuß krampfhaftige Zustände, ja selbst den Tod unter einem heftigen, mit Zuckungen verbundenen Lachen hervorbringen sollte. Daß es eine solche Pflanze auf Sardinien nicht giebt, der oder die Verfasser des Heldenliedes vom Odysseus Sardinien garnicht gekannt haben, spricht nicht gegen diese Wortableitung; es giebt genug Namen und Vorstellungen, denen eine Wirklichkeit nicht entspricht.

Sarkastisch nennt man ein solches Lachen nach dem griechischen Wort sarkazein, d. h. zerfleischen; der Lachende zerfleischt in der Vorstellung seinen Gegner, zukünftigen Sieg vorwegnehmend oder an den errungenen Sieg sich mit triumphirender Schadenfreude erinnernd. Bitterer Hohn, gerechtfertigte Freude über gelungene Rache spricht sich z. B. in den Worten aus, mit denen in Schiller's Tell der stüchtige Baumgarten dem Tell erzählt:

Ich hatte Holz gefällt im Walde, da kommt
Mein Weib gelauten in der Angst des Todes;
Der Burgvogt liegt in meinem Haus, er hab'
Ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten.
Drauf hab' er Ungebührliches von ihr
Verlangt; sie sei entvungen, mich zu suchen.
Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,
Und mit der Art hab' ich ihm's Bad gesegnet.

Der blutige Wit beruht auf dem grellen Gegensatz der That Baumgarten's, die er selbst mit dem Segensprechen eines Priesters vergleicht. Derleiichen Aus-

brüche und Ausdrücke eines rechten „Kriegs- und Siegeshumors unserer Vorfahren“ (Hildebrand) finden sich vielfach im deutschen Heldenlied, besonders häufig auch in der Sprache und Dichtung der Landsknechte.

Wie Baumgarten sich mit dem segenspendenden Priester vergleicht, so auch die Landsknechte, die ihren Beruf geradezu einen Orden nennen, der freilich wenig mit freiwilligen Fasten und Beten zu thun habe, aber doch seine Prozeduren mit den langen Speichen abhalte und mit Speiß und Hellebarde antrete zum Kapitel, zur Berathung, wenn's gilt, den Feind anzugreifen. Da geben sie, wie der Priester, manch' Einem „die letzte Oelung“ oder „legen ihn hin“, wie's in der Landsknechtsprache heißt.

Mit diesem wilden Humor schont der Landsknecht auch seiner selbst nicht.

Bittere Selbstverspottung athmet das Lied vom armen Schwarzenhals, einem gänzlich mittellosen Landsknecht, der im Wirthshaus als armer Schächer gar gering geachtet und übel bewirthet wird. Anfangs, als man ihm die Leere seines Ventels noch nicht ansah, ging die Sache noch gut. Das Lied sagt:

Man setzt mich oben an den Tisch,
Als (ob) ich ein Kaufmann wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel fund mir leere.

Da ich zu Nachts wollt schlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da war mir armen Schwarzenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

Und da ich in die Scheuer kam,
Da hab ich an zu nisten,
Da stachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Disteln.

Da ich zu Morgens früh aufstund,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwarzenhals
Meins Unglücks selber lachen.

Ein gleicher Galgenhumor waltet in dem Stolzgebete eines heruntergekommenen Landsknechts an die Jungfrau Maria:

Unser liebe Frau
Vom kalten Brunnen,
Bescheer' uns armen Landsknechten
Ein' warme Sonnen,
Daf wir nit erfrieren!
Wohl in des Wirthes Haus
Tragen wir ein' vollen Säckel,
Und ein' leeren wieder aus.

Vom „gartenden“ (bettelnd und raubend sich herumtreibenden) Landsknecht bis zum Galgen, dem „dreibeinigen Thier“, wie ihn die Soldaten- und Gannersprache nennt, ist's nicht allzu weit. Den schönsten Blick auf manche Stadt hat man an vielen Orten heute noch von einer Anhöhe mit dem Namen Galgenberg. Aber die Sache ist sehr klar: wo man von oben am weitesten hinabsehen kann, dahin kann man auch im weitesten Umkreis von unten hinaufsehen! Und da wirkt ein solches Gebäude auf alle Die, welche es angeht, als nachdrückliches Warnungszeichen. Wenigstens war das die Absicht. Ein allzeit wohlbesetzter Galgen* war der Stolz einer mittelalterlichen Stadt; der zureisende Fremde konnte daraus entnehmen, daß hier für gute, wenigstens strenge Justiz gesorgt sei.

Man kennt die galgenhumoristische Anekdote, die heute in vielfach verschiedener Fassung umgeht, von jenem Hinrichtungskandidaten, der seine todtbetäubten Angehörigen am Tage vor der Exekution zu trösten und zu zerstreuen sucht durch die freundliche Einladung: „Na, Ihr kommt doch morgen auch ein bißchen mit 'naus!“ Da der Hinrichtungstag ein Montag war, machte er die Bemerkung: „Zum Teufel! Die Woche fängt gut an!“ Bei der Fahrt zur Richtstätte erhob sich Sturm und Regen, und der Todeskandidat hägte sich, und mit einer gewissen Schadenfreude sagte er zu seinem Begleiter, dem Nachrichter: „Meisch, ich brauch' nicht wieder heim zu fahren bei dem Sauwetter!“ Den Geist-

lichen, der ihn tröstend auf den ewigen Richter und dessen Gnade verwies, unterbrach er mit den Worten: „Lassen Sie es gut sein, ich rede demnächst selber mit Ihrem Meister!“

Das war schon in alter Zeit unter losem Volk ganz gang und gäbe, ist aber auch in die Sprache der honetten Leute übergegangen. Von den zahlreichen humoristisch-sarkastischen Wendungen, welche Hängen und Gehängtwerden bezeichnen, nur eine kleine Blumenlese:

Von einem Gehängten sagte man: Er muß fliegen lernen; den Ast bauen; den dünnen Baum reiten; die Luft über und unter sich zusammenschlagen lassen; auf hänsenem Pferd zum Himmel reiten; am Hauf sterben; eine Haussuppe essen; am grünen Baum im Hauf erlaufen; an einer hänsenen Holzbirne erwürgen; mit hänsenem Kragen geziert werden; ein hänsenes Halsband bekommen; seine letzte Kravatte kriegen; in ein hänsenes Schnupftuch niesen; durch ein hänsenes Fenster fahren.

Weiter heißt es von den Delinquenten: er erfährt eine Standeserhöhung; er wird zu einer hänsenen Bratwurst zu Gaste gebeten; er muß Seifers Tochter freien, mit Jungfer Strick (oder Jungfer Hänfin) Hochzeit halten, mit ihr einen lustigen Sprung von der Leiter thun; er muß mit den vier Winten zu Tanze gehen; er wird zum Lufttrocknen aufgehängt; er wird zum Feldbischof erhöht und giebt den vorbeigehenden Leuten mit den Fäßen den Segen.

Das unheimliche Strafgeräth des Galgens gab auch Anlaß zur Bildung eines reichen Schimpfwörterlexikons für solche Menschen, denen man ein lustiges Begräbniß anwünschte.

Galgenbraten, nach dem Muster von Teufelsbraten gebildet, nennt man Einen, der sozusagen ein gefundenes Fressen für den Galgen ist, der, als menschenfressendes Wesen gedacht, förmlich nach ihm schnappt. Dieselbe Belegung und Verpersönlichung des Galgens liegt zu Grunde, wenn der Just in Lessing's „Minna von Barnhelm“ zu Franziska sagt: „Frig kann dem Galgen tausend Schritte vorgeben, und ich wette mein Leben, er holt ihn ein.“

Galgenschwengel nannte man ferner einen für den Galgen reifen Bösewicht, der an dem hochnothpeinlichen Instrument hin- und herbaumeln sollte, wie der Schwengel in einer schwingenden Glocke. Man sagte auch: als guter Klöppel die Feldglocke schlagen.

Feldglocke nannte man den Galgen sammt Schwengel, oder auch nur den letzteren. Um zu sagen, daß Einer verdiente, gehängt zu werden, aber leider noch frei herumlaufe, nannte man ihn eine unangehängte Feldglocke. Das Werkzeug der Hinrichtung, der Strick, ward zum Namen, zur Schelte für Den, der diese Strafe verdiente: man nannte ihn Galgenstrick; die Abkürzung Strick ist schon etwas milder, befragt aber im Grunde dasselbe: der Kerl verdiente eigentlich den Strick.

Der Erzeuger dieses Hinrichtungsgeräthes, der Seiler, wurde galgenhumoristisch als Galgenposamentier bezeichnet, wie man ja auch einen halsabschneiderischen Bucherer Kravattenmacher nennt.

Der Strick wurde als Speiß bezeichnet in der Redensart: Einen mit einem Speiß erschließen, daran man die Rihe bindet, im Gegensatz zum ehrlichen Soldatentod durch Erschießen, ehedem Erstochen mit den langen Speichen.

Dieser Humor ging selbst über in die Sprache der Justiz, Richter und Schöffen.

Der Henker soll, so heißt es oft in den Todesurtheilen, den Delinquent „vom Erdreich entfernen und der Luft (oder den Vögeln in der Luft) anbefehlen, oder ihn anknüpfen „mit seinem besten Hals, daß der Wind unter und über ihm zusammenschlägt.“

Unsere alte deutsche Rechtsprache ist reich an humoristischen Wendungen, die ohne Anstoß von den ersten Richtern gebraucht wurden; heutzutage ist unser Recht nichts weniger als humoristisch, höchstens gedeiht noch eine Art Galgenhumor bei den Opfern unserer Justiz, die davon reden, sie seien „verdonnert“ worden, es seien ihnen so und so viel Monate „aufgebrummt“ worden u. dergl. Das kommt daher, weil unser heutiges Recht nicht

mehr jugendlich-lebensvoll, sondern trocken und dürr, nicht mehr volksthümlich, sondern gelehrt-zunftmäßig, bureaukratisch geworden ist, und da können volksthümlich: Phantasie und Humor nicht mehr zu ihrem Rechte kommen. Otto Gierke, der Heidelberger Rechtslehrer, hat ein ganzes Büchlein geschrieben über den Humor im alten deutschen Recht. Grim-miger Spott fehlt auch hier nicht.

Hat Jemand einen Spielmann, einen fahrenden Geiger oder Gauller beleidigt, so soll der das Recht haben, seinen Widerpart neben eine von der Sonne beschienene Wand zu stellen und dem Schatten auf der Wand einen Schlag zu geben. Von Strafen, welche den Bestraften dem Hohn und der Schadenfreude des Böbels aussetzen, ließen sich eine Unmenge beibringen: Pressen mit straffgespannten, großen Tüchern, so daß der Geprellte auf- und niederfliegt wie ein Federball, Gekreiten mit rückwärts gewandtem Gesicht, „fiatt des Zaumes den Schwanz in der Hand“, das Reiten auf hölzernem Pferde, das freilich oft auch schmerzlich genug gemacht werden konnte; Hundetragen auf längere Strecken seien nur als Proben angeführt.

Bekannt ist die Klage Jakob Grimm's über die aus unserem Rechte verschwundenen Elemente der Poesie, Anschaulichkeit und des Humors. Indessen dürfen wir mehr noch klagen über die verschwundene Volksthümlichkeit und Volksverständlichkeit unseres Rechtes und seiner Pflege.

Das Volk hat seine sprachbildende, mütterwige Kraft aber noch nicht verloren. Auch in unseren Tagen fehlt es nicht an Bethätigungen dieser Kraft. Sarkasmus und Humor werden nicht aussterben, so lange es noch gesund und kräftig empfindende Menschen giebt! Und die gedeihen allerdings am besten bei freien, glücklichen Völkern. —



Das Feuer.

Von Bruno Vorhardi.

Der Gebrauch des Feuers erhebt den Menschen in erster Linie über das Thier; durch das Feuer allein ist er im Stande, seine Nahrung anders als im rohen Zustande zu genießen, das Feuer allein befähigt ihn auch, die verschiedensten Gegenstände zu verarbeiten und kunstfertig zu verändern und miteinander zu verbinden. Kein Wunder daher, daß das Feuer in den mythologischen Sagen aller Völker eine ganz besonders hervorragende Rolle einnimmt. Seit Menschen auf der Erde wandeln und das Feuer benutzen, galt es stets als das Symbol des Vollkommenen und Reinen, durch das dereinst auch die Welt von allem Unvollkommenen und Schlechten gereinigt und befreit werden würde. Doch wird sie nicht zu Grunde gehen, sondern wie ein Phoenix aus der Asche sich schöner und besser erheben. Die Anbetung des Feuers verband sich oft mit der Anbetung der Sonne, der allgemeinen Licht- und Wärmespenderin, die ja als glühender, feuriger Ball ihre Bahn am Himmel zieht. Mit Ormuzd, dem ewig lichten Sonnengott, dem Geiste des Guten und des Feuers, steht Ahriman, der Geist der Finsterniß, die zugleich das Böse ist, in beständigem Kampfe, ihm ewig unterliegend und doch immer von Neuem sich erhebend, gegen ihn anstürmend und sich in den Herzen der Menschen festsetzend. Nicht ganz dieselbe Rolle, wie in den asiatischen Religionen, spielte der Sonnengott bei den Griechen; bei ihnen ist es der donnernde und Blitze schleudernde Zeus, der an erster Stelle verehrt wird. In dem Attribut des Blitzes und des Donnerkeiles, die der höchste Gott in der Hand hält, spricht sich deutlich sein Zusammenhang mit dem Feuer aus. Die Menschen erhielten das Feuer, das im Besitze der Himmlischen war, nur durch Verrath eines den Göttern Nahestehenden. Der Titan Prometheus war es, der heimlich das himmlische Feuer aus dem Olymp, dem göttlichen Sitze des Zeus, entwandte und es den armen Erdbewohnern brachte. Für seinen Frevel mußte er schrecklich büßen, denn der zornige Zeus

* Sieben machen einen Galgen voll! sagt das Sprichwort; doch gab es auch solche für weniger Personen bis zu einer herab. Die nannte man je nach der Zahl der Galgenbögel, welche an ihnen Pfäh fanden: zweifschläfrige, dreifschläfrige usw. Galgen, als wären es Betten, in denen sich sanft ruhen ließe. Auch ein Stück Galgenhumor! Die böse, Unglück bedeutende 7 ist die Galgenzahl.



Winterabend. Nach dem Bilde von A. Reinhardt.

ließ ihn an den Felsen des Kaukasus schmieden, wo er hilflos zwischen Erde und Himmel hing und wehrlos dem Adler preisgegeben war, den Zeus täglich sandte, ihm die Leber zu zerfleischen. Nach diesen, vielen Jahrhunderten erst wurde er von Herakles befreit und von Zeus begnadigt.

Die Menschen ließ Zeus, der nur über den Verrath erzürnt war, aber keinen Haß und Zorn gegen die Menschen hegte, im Besitze des Feuers, und sie wußten diese Himmelsgabe wohl zu schätzen.

Um es nie zu verlieren, brannte an heiliger Stätte ein ewiges Feuer, und zwar war es der Tempel der Hestia, der Beschützerin des häuslichen Herdes, der hierzu ausersehen ward. Das Herdfeuer galt recht eigentlich als Symbol des Familienlebens. In jenen alten Zeiten kannte man weder Elektrizität noch Gas, noch die Feuerzeuge der verschiedensten Art oder gar die Bündelhölzchen, mit deren Hilfe wir heute, so oft es uns beliebt, diese Himmelskraft hervorrufen. Der Herd war die einzige Stelle im

Hause, wo das Feuer brannte, und von wo es jederzeit geholt werden konnte. War das Herdfeuer erloschen, so konnte es oftmals sehr schwierig sein, von Neuem die wärmependende Himmelsgabe zu erhalten; deshalb mußte es sorgsam behütet werden, und es ist verständlich, daß Hestia, die Beschützerin des heiligen Herdfeuers und der Familie, in hoher Ehre stand.

Was aber ist denn nun eigentlich das Feuer? Schon frühe wandten die Menschen ihre Aufmerksamkeit und ihr Nachdenken dieser Frage zu. Aber

die Antwort, die man im Alterthum darauf zu geben verstand, war nur sehr unvollkommen. Erde, Wasser, Luft boten sich den betrachtenden Blicken fast von selbst als die dauernden Bestandtheile alles Stoffes dar; aber das Feuer war es, in welchem sich Stoffe vereinigen und wieder auseinander fiele, und so wurde diesen drei das Feuer als ein viertes Element hinzugefügt. Aus dem chaotischen Urstoff scheiden sich diese vier Bestandtheile ab und bilden in der verschiedensten Mischung die ganze Mannigfaltigkeit der Körperwelt.

Auf dieser Grundlage ist von Aristoteles ein umfassendes System aufgebaut worden, das fast zwei Jahrtausende in unbestrittener Geltung blieb. Die Kenntniß chemischer Vorgänge in Einzelnen wurde durch die Alchemisten des Mittelalters zwar nicht unerheblich bereichert; die wissenschaftliche Erkenntniß von dem Wesen der Vorgänge nahm jedoch nicht zu. Das Ziel der Alchemisten war ja auch gar nicht diese Erkenntniß; ihr hauptsächlichstes Bestreben war vielmehr durch ein rein praktisches Interesse bedingt. In erster Linie war das Bemühen darauf gerichtet, den Stein der Weisen zu finden, die Kunst des Goldmachens zu erlernen; deshalb studirten sie auf jede mögliche Weise die Bedingungen, unter denen die verschiedenen Metalle Veränderungen erleiden, und versuchten, die Metalle in einander überzuführen und zu verwandeln. Schwefel und Quecksilber hielten sie für Bestandtheile aller Metalle und in späterer Zeit wurde noch Salz hinzugenommen.

Zu dem Ziele der Metallverwandlung kam später die nähere Erforschung der Körper und ihrer Verbindungen zu Heilzwecken, wodurch zwar viele Kenntniße im Besonderen erworben, die Natur des Feuers jedoch nicht näher erkannt wurde. Die meisten Veränderungen der Körper gehen in der Hitze, während der Verbrennung, vor sich, und es war natürlich, daß dem Verbrennungsvorgang eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hatte man die alte, von Aristoteles überkommene, verschwommene Auffassung, daß das Feuer selbst ein stoffliches Element sei, das mit anderen zusammen in die Körper eingehe und sie bilde, vollständig überwunden. Die Vorstellung allerdings blieb bestehen und mußte bestehen bleiben, daß die Erscheinung des Feuers mit gewissen stofflichen Eigenschaften eng verbunden sei, und diese suchte man näher zu erforschen.

Zunächst glaubte man den Grund der Brennbarkeit in einem Stoffe annehmen zu müssen, der in den brennbaren Körpern selbst enthalten sei. Dieser unbekannte Stoff, den man „Phlogiston“ nannte, sollte ein Bestandtheil aller Körper sein, die entflammt werden konnten; bei der Verbrennung wird das Phlogiston ausgetrieben, und wenn alles Phlogiston entwichen ist, muß die Verbrennung aufhören. Kohle z. B. wurde als ein sehr phlogistonreicher Körper angesehen, der daher lange brennen kann, wobei das Phlogiston auf andere Körper übergeht. Blei z. B. verwandelt sich beim Erhitzen auf dem Herd eines Flammeofens, wo die Luft frei hinzutreten kann, in das gelbe Bleioxyd, das von den älteren Chemikern Bleikalk genannt wurde. Demnach wurde angenommen, daß das Blei aus Bleikalk und Phlogiston bestehe, und beim Austreiben des Phlogiston Bleikalk übrig bleibe. Wurde dieser mit Kohle erhitzt, so entstand wieder metallisches Blei, denn, so meinte man, die sehr phlogistonreiche Kohle gebe an den Bleikalk Phlogiston ab, wodurch das Metall gebildet werde.

Eigentlich sollte man meinen, daß schon sehr wenige einfache Versuche die Gelehrten von der Haltlosigkeit dieser Ansicht überzeugen mußten. Wägt man das metallische Blei, so zeigt es sich stets leichter, als der Bleikalk, aus dem es entstanden ist, während andererseits Bleikalk, der sich bei der Erhitzung von Blei bildet, schwerer ist als dieses. Aber gerade das Umgekehrte sollte man erwarten. Ist das Phlogiston ein Stoff, so muß doch Bleikalk und Phlogiston, die zusammen das Blei geben sollen, schwerer sein, als jedes allein, während das Blei beim Austreiben des Phlogiston leichter werden mußte. Man muß nicht denken, daß die alten Chemiker diese Beziehungen nicht kannten; sie wußten

sehr wohl, daß die Gewichtsverhältnisse umgekehrt waren, als sie nach diesen Annahmen sein mußten. Einzelne halfen sich wohl damit, daß sie dem Phlogiston negative Schwere zuschrieben, also einfach ein neues Wort bildeten, um die Eigenschaft auszudrücken, daß Phlogiston, zu anderen Körpern hinzukommend, deren Gewicht vermindere. Andere waren sich der Schwierigkeit sehr wohl bewußt, die sich hier für die Phlogistontheorie ergab, aber sie waren nicht im Stande, sie zu lösen, und blieben daher bis auf Weiteres bei diesen Annahmen stehen.

Nichtigere Anschauungen über das Wesen der Verbrennung und des Feuers, fast der wichtigsten Erscheinung in der ganzen Chemie, konnten erst aufkommen, als man wesentlich weiter in die Natur der Körper eingedrungen war. Wir können heute vom Standpunkte des sicheren Wissens aus oft kaum begreifen, wie ganz einfache Vorgänge früher so ganz falsch aufgefaßt wurden. Wir unterschätzen da ganz gewaltig die Schwierigkeiten, die stets von der Menschheit überwunden werden müssen, um von gewohnten Vorstellungen los zu kommen. Das wird in Zukunft sicher nicht anders sein, als es bisher gewesen ist; ja, die weitere Verbreitung, welche die wissenschaftlichen Lehren heutzutage finden, macht das Erkennen eines Irrthums oder vielmehr das Eindringen dieser Erkenntniß in das allgemeine Urtheil noch schwieriger.

Zu Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Gase näher erforscht. Vom Wasser war es jedem Kinde bekannt, daß es beim Erhitzen fest wird, beim Erhitzen dagegen kocht und siedet und sich in Dampf verwandelt. Auch bei einer Anzahl anderer Körper wurde dieser selbe Uebergang aus dem festen in den flüssigen, aus dem flüssigen in den luftförmigen Zustand erkannt; stets war hierzu Wärme nöthig, so daß die Gase geradezu als Verbindungen von Flüssigkeiten mit Wärme, wie diese wiederum als Verbindungen fester Körper mit Wärme erschienen. Dabei zeigte sich stets, daß das Gewicht der Körper unverändert blieb. Ein Pfund Eis liefert, durch Wärme in Wasser verwandelt, genau ein Pfund Wasser, und aus diesem entsteht wiederum genau ein Pfund luftförmiger Wasserdampf bei weiterer Erhitzung. Allmählig befestigte sich durch solche Thatsachen die Ueberzeugung, daß die Wärme, die man sich ja ebenfalls als einen Stoff dachte, ohne jedes Gewicht sei, obwohl verschiedene Mengen von Wärme wohl unterschieden werden konnten.

Durch die bahnbrechenden Arbeiten des großen französischen Chemikers Lavoisier wurde endlich volles Licht über die Natur des Verbrennungsvorganges geschaffen. Wenn Blei oder andere Metalle verkalft wurden, so war stets der freie Zutritt der Luft dazu nöthig, und es zeigte sich immer, daß ein bestimmtes Luftquantum bei dem Prozeß verschwand. Die Luft aber wurde als ein ursprünglich fester Körper in Verbindung mit sehr viel Wärme angesehen. Da lag der Gedanke sehr nahe, daß bei der Verbrennung das Metall die verschwundene Luft mitammt ihrer Wärme aufnehme. Bei dieser Auffassung erklärte es sich sofort, warum Bleikalk z. B. schwerer ist, als das metallische Blei. Nicht Phlogiston geht aus dem Blei heraus, sondern Luft mit ihrer Wärme kommt zu dem Blei hinzu. Die Wärme war ohne jedes Gewicht, und deshalb mußte die Vermehrung des Gewichts lediglich von der Luft herrühren, und Lavoisier bemühte sich auch, durch Versuche festzustellen, daß der verbrennende Körper genau so viel an Gewicht zunehme, als das verschwundene Luftquantum wiegt.

Durch diese Anschauung, der die meisten Chemiker allmählig beitraten, war das Phlogiston nach fast 200-jähriger Herrschaft beseitigt. Die Verbrennung stellte sich als eine Vereinigung eines Körpers mit Luft dar, die uns deswegen nicht in die Augen fällt, weil der neu entstandene Körper meist luftförmig oder gasig ist und in die Atmosphäre entweicht. Aber bei den Metallen, wo die Verbrennung viel langsamer vor sich geht, bleibt er als Metallkalk in festem Zustand bestehen, und die Gewichtszunahme ist hier deswegen deutlich zu beobachten.

Ihren Schlußstein erhielt diese Auffassung, die

so gen. Oxydationstheorie, als der Sauerstoff in der Luft entdeckt wurde (1774 durch Priestley). Unsere Atmosphäre ist ja kein reines Gas, sondern besteht im Wesentlichen aus zwei zusammengesetzten Gasen, dem Stickstoff und Sauerstoff. Schon Lavoisier erkannte, daß der Stickstoff mit der Verbrennung gar nichts zu thun habe, vielmehr nicht im Stande sei, sie zu unterhalten; der Sauerstoff dagegen, die wahre Lebensluft, die wir zum Athmen und Leben brauchen, ist es, der sich bei der Verbrennung mit den brennenden Körpern verbindet. Im Allgemeinen verstehen wir unter Verbrennung die schnelle, stürmische Verbindung mit Sauerstoff, die bei Gasen unter Flammerscheinung vor sich geht. Aber auch die langsame Vereinigung des Sauerstoffs mit Metallen ist genau derselbe Vorgang. Diese langsame Verbrennung, bei der von einer Flamme und von Feuer nichts zu sehen ist, wird eine Oxydation genannt, weil der lateinische Name des Sauerstoffs Oxygenium ist. Nicht alle Metalle verbrennen oder oxydiren sich mit gleicher Leichtigkeit. Die schweren, edlen Metalle Platin und Gold können nur unter ganz besonderen Umständen oxydirt werden; bei Silber geht es schon leichter und noch leichter bei Blei und Kupfer. Am bekanntesten ist der Vorgang beim Eisen, das sich an der Luft mit den gelblich-bräunlichen Rostflecken überzieht, die sich tief in das Eisen hinein-fressen; doch handelt es sich hier nicht um eine einfache Oxydation, sondern um einen komplizirteren Vorgang, der durch Feuchtigkeit sehr begünstigt wird. Es giebt sogar Metalle, die so gierig nach Sauerstoff sind und sich so schnell mit ihm verbinden, daß man sie gar nicht frei an der Luft liegen lassen und aufbewahren kann. Kalium und Natrium z. B. zeigen ein schmutziges, graubraunes Aussehen, so daß man sie kaum für Metalle halten möchte. Es rührt das jedoch nur davon her, daß sie an ihrer Oberfläche vollständig oxydirt sind. Schneidet man sie durch, so blitzen die Schnittflächen im schönsten Metallglanz; freilich überzieht sich auch die neue Fläche sehr bald mit einer grauen Oxydschicht. Solche Metalle muß man daher, wenn man sie aufbewahren will, sorgsam vor Luftzutritt schützen; gewöhnlich bewahrt man sie daher in einem mit Petroleum gefüllten Fläschchen auf.

Wie bei den Metallen, so geht auch bei den anderen festen Körpern die Verbrennung ohne Flammerscheinung vor sich, und nur die Gase sind es, die diese Erscheinung, das Feuer im eigentlichen Sinne, darbieten. Das Feuer oder die Flamme ist also eigentlich nichts, als ein brennendes, d. h. sich mit Sauerstoff vereinigendes Gas. Wenn wir Holz- oder Kohlenfeuer sehen, so ist es im Grunde nicht das Holz oder die Kohle, welche brennen; zur Vereinigung mit Sauerstoff ist eine bestimmte hohe Temperatur nöthig; bei dieser verflüchtigt sich die Kohle oder die brennbaren Bestandtheile des Holzes, und die sich entwickelnden heißen Gase verbrennen sofort bei ihrer Entstehung mit heller Flamme. Erhitzt man die Körper, ohne der Luft und dem in ihr enthaltenen Sauerstoff Zutritt zu gewähren, so kann man die entwickelten Gase fortleiten und erst da entzünden, wo sie in die Luft austreten, wie es z. B. bei unserem Leuchtgas geschieht.

Das Geheimniß des Feuers ist also von der Menschheit endgültig erkannt worden, das Räthselhafte, was dem Verbrennungsvorgang und der Flammerscheinung anhaftete, ist beseitigt, und volle Klarheit darüber verbreitet. Doch darf man nicht glauben, daß die Räthselfragen, die die Natur uns aufgibt, geringer geworden sind. Der nähere Grund z. B., der die Kohle und den Sauerstoff bei einer bestimmten hohen Temperatur unwiderstehlich zu einander zieht, ist noch in tiefes, undurchdringliches Dunkel gehüllt. So tauchen bei Beantwortung einer Frage sofort wieder neue auf, die dem denkenden Geiste keine völlige Ruhe gestatten, sondern ihn zu immer neuer Verhätigung spornen. Die Antworten, welche auf solche Fragen gegeben werden, stehen stets im engen Zusammenhange mit dem gesammten Wissensumfang und Vorstellungskreis einer Zeit; die Geschichte einzelner Probleme ist daher zugleich auch ein Stück von der Geschichte der Entwicklung, die die gesammte Wissenschaft durchgemacht hat. —

Der Guinea-Jack.

Von Jacob Hilditch.

(Schluß.)

Schiffer Ewenfen erwachte in seiner Sophaede und meinte, er hätte lange geschlafen. Erst sah er sich mit einem Blick um, um sich zu vergewissern, wo er eigentlich war. Gerhardtisen lag hintenüber auf einem Klappstuhl mit schlaff herabhängenden Armen und schlief; er schnarchte, daß es in der engen Kajüte dröhnte. Berg und Markussen saßen auf ihren Stühlen am Tisch; die Arme hatten sie vornüber auf die Tischplatte gelegt und den Kopf in die eine Armbiegung und schliefen fest und schwer. Ewenfen sah nach der Uhr. Halb vier!

„Nein, Tod und Teufel, Berg! Markussen!“

Beide fuhren in die Höhe und Schiffer Gerhardtisen begann auch zu brummen.

„Na, das ist ein netter Hahn zum Becken!“ sagte Ewenfen.

Gerhardtisen sah nach der Uhr.

„Um, ja; wir haben wohl geschlafen und ihn nicht gehört.“

„Ich sah wach bis vor einem Weilschen,“ sagte Markussen sanft.

„Er kommt schon noch, er kommt schon noch,“ meinte Gerhardtisen.

„Ja, so um die Mittagszeit!“ sagte Ewenfen.

„Wetten wir, daß wir ihn in zehn Minuten haben!“

Schiffer Gerhardtisen hielt die Uhr in der Hand; er wollte eine Berechnung machen, aber Ewenfen unterbrach ihn: „Er kommt! Er kommt! Zum Teufel, das sind Narrenstreiche, wenn erwachsene Leute so sitzen sollen und auf einen elenden Hahn lauschen!“

Ihm war wüß im Kopf, und er war ärgerlich.

„Tod und Teufel!“ fuhr er fort, „nie im Leben bin ich nach Hahnengekräch“ gegangen, und jetzt hab' ich auch keine Lust dazu! Hört doch nur so was! Wir sollen hier sitzen und uns nach diesem dummen Vogel richten. Wenn etwas zu weit geht, dann . . .“

Schiffer Gerhardtisen war es nicht minder wüß im Kopf, und er war auch nicht weniger ärgerlich.

„Ein dummer Vogel, sagst Du? Nein, weißt Du was, Ewenfen? Ich tauschte ihn unten an der Goldkiste . . .“

„Es ist mir verteuftelt gleichgültig, wo Du ihn kaufst, aber so viel weiß ich . . .“

„Noch fünf Minuten! Noch fünf Minuten!“ bat Schiffer Gerhardtisen. „Es ist ein ganz merkwürdiger Hahn, muß ich Euch sagen! . . .“

Aber Schiffer Ewenfen hatte sich bereits in seinen Rock hineingezwängt; und nun stand er bei der Thüre. „Berg! Markussen! Nun müßt Ihr wirklich kommen! Das sind ja doch nur Narrenspoffen!“

Schiffer Gerhardtisen seufzte tief, als er seine drei Gäste nach vorn zum Landgang geleitete. So etwas war ihm noch nicht passiert. Er empfand daher fast etwas wie Dankbarkeit, als Schiffer Ewenfen trotzdem sagte: „Wir müssen in jedem Fall doch hingehen und uns diesen merkwürdigen Hahn ansehen, denn ich höre ja ringsum im ganzen Hafen und weiter oben in den Dörfern sogar die Hähne krähen; nur der Hahn hier an Bord schweigt, es muß wirklich ein Sonderling sein!“

Als sie sich der Hahnensteige näherten, brachte Schiffer Gerhardtisen einen kleinen Hustenanfall zu Stande. Vielleicht würde Jack, wenn er das hörte, gleich loslegen.

Aber nein, Jack blieb ganz ruhig sitzen. Schiffer Gerhardtisen nahm ein Stöckchen und kraute dem Hahn vorsichtig hinter dem Ohr, zog dann das Stöckchen blitzschnell wieder an sich, und dann stand er einen Augenblick in gespannter Erwartung. Nun würde es losgehen.

Aber der Guinea-Jack ließ nur das eine Augensid langsam für einen Augenblick auf- und niedergehen und rückte auf seiner Stange einen halben Zoll weiter. Das war Alles.

„Ich glaube, er schnarcht,“ sagte Ewenfen.

Da nahm Schiffer Gerhardtisen wieder das

Stöckchen und kigelte den Hahn gründlich auf der einen ganzen Seite. Der Hahn öffnete wieder die Augen, richtete sich auf, reckte den Rücken und nahm eine Stellung ein, als wollte er krähen — aber als es dann losgehen sollte, that er etwas ganz Anderes und kroch wieder auf seiner Stange zusammen, zog den Hals ein und schlief weiter.

Da wurde Schiffer Gerhardtisen ungewöhnlich zornig; er riß die Thür des Käfigs auf und packte den Hahn mit derbem Griff an dem einen Schnabel-lappen.

„Wirst Du krähen, Du rother Teufel?“ schrie er.

Der Guinea-Jack öffnete das eine Auge und sah seinen Herrn gleichgültig an. Dann drehte er sich herum und zeigte sich von der anderen Seite. Er wollte sich gerade wieder ordentlich zurechtsetzen, als Schiffer Gerhardtisen die Thür wieder aufriß und den Hahn bei einem Flügel ergriff. Er schüttelte ihn hin und her, sodas die Federn umherwirbelten.

„Du verdammter Neger Du! Du elender, träger Entenich Du! Du! Du! Du!“

Da haekte der Guinea-Jack dem Schiffer in den Finger und ließ sich auf den Boden des Käfigs herab. Er war zu schlaf, um wieder auf die Stange hinaufzukommen, und lauerte sich daher in einer Ecke zusammen, um weiter zu schlafen. Er gurrte förmlich vor mattem Wohlbehagen, indem er ein paar Mal um die Runde ging, ehe er sich in der Ecke zurechtsetzte.

„Pid, pid!“ sagte Schiffer Ewenfen. „Oho, krähte er jetzt nicht? Hörtet Ihr nichts? Ich weiß bestimmt, daß er nun krähte. Es war freilich nur ganz leise, aber — —“

Die Sache war die, daß Schiffer Ewenfen nun ganz wach geworden war und sich den Scherz machte, Gerhardtisen zu foppen. Aber Gerhardtisen, der schon in nüchternen Zustände weichen und gefühlvollen Gemüthes war, war es um so mehr, wenn er getrunken hatte, und daher reute ihn seine derbe Behandlung des Guinea-Jack. Nun hatte er sich vor dem Käfig hingehockt, den Arm weit hineingesteckt und kraute den Hals des Hahnes.

„Ja, der Jack, ja, ja! Das ist ein ganz eigener Kerl!“

„Du sollst sehen, das ist so ein Seehahn, wie man sie nennt,“ sagte Schiffer Ewenfen. „Der kräht wohl niemals, außer wenn er in See ist! Du wirst sehen, Gerhardtisen!“

Und Schiffer Gerhardtisen wandte sich um und lachte triumphirend: „Zawohl ist es ein Seehahn! Hol' mich der Teufel, wenn es nicht ein Seehahn ist. Ja, Du, Jack, Du bist mir ein Draver. Du weißt schon, Jungchen!“

„Nein, wißt Ihr was, Gentlemen?“ sagte Schiffer Ewenfen, „nun gehen wir von Bord! Nun sollst Du in Deine Kojse und Dich hinlegen, Gerhardtisen; freilich, das sollst Du! Pfui Teufel, so ein alter, verheiratheter Kerl sitzt da und kraut den häßlichen Hahn! . . .“

Sie fanden den Landgang und taumelten Arm in Arm den Kai entlang. — —

Diesen Tag schlief Schiffer Gerhardtisen viel. Während des ganzen Tages fiel er aus einem Schlummer in den anderen, und zwischen jedem Schläfchen machte er einen Gang auf Deck und sah sich um, und immer fand er Veranlassung, den Einen oder Anderen zu fragen, ob der Guinea-Jack eben gekräht hätte.

Aber nein, nicht einen Muck hatte er den ganzen Tag von sich gegeben.

Da meinte Gerhardtisen, im Grunde genommen wäre das amüsant. Der Guinea-Jack war auf diese Art ja ein noch merkwürdigerer Hahn, daß er nur munter war und krähte, so lange er sich auf See befand. Man konnte wohl sagen, er selbst hätte ihn auch dazu abgerichtet.

Aber um sieben Uhr Abends krähte der Guinea-Jack so, daß Schiffer Gerhardtisen vom Sopha auf-fuhr und auf Deck hinausrannte. Da stand der

Hahn oben auf dem Kombüsenbach, schlug mit den Flügeln und krähte, als sollte ihm der Schnabel bersten. Das begriff Schiffer Gerhardtisen nicht; er sah nach der Uhr und murmelte: „Na, nun hat er wieder tüchtig losgekräht, als wollte er alles Versäunte wieder gut machen!“

Dann schüttelte Gerhardtisen den Kopf und ging wieder in die Kajüte hinein. Der Hahn war doch absolut sinnlos verrückt . . .

Zehn Minuten später kam der Decksjunge vom Barkschiff „Stamford“, das quer gegenüber auf der anderen Seite des Docks lag, angerudert. Er legte an der Hinterseite der „Marie Louise“ an, hüpfte die Leiter hinauf und kam an Bord. Er wollte nicht einmal mit dem Steuermann reden, er müßte den Kapitän selbst sprechen. Er traf Schiffer Gerhardtisen gerade bei der Halbverdeckstreppe. Der Junge zog die Mühe.

Ja, er sollte nämlich vom Schiffer Ewenfen auf dem „Stamford“ grüßen und wegen des Hahnes gratuliren! Der Schiffer hätte gehört, daß er nun am Abend fünf Minuten vor sieben krähte. — —

* * *

Schiffer Gerhardtisen blieb in Mobile über einen Monat liegen. Während der ganzen Zeit krähte der Guinea-Jack zu den ungewöhnlichsten Zeiten, bisweilen um zwei Uhr oder drei Uhr am Nachmittag und bisweilen erst, nachdem es am Abend dunkel geworden war; nur am Morgen krähte er niemals. In der letzten Zeit hatte er es sich außerdem angewöhnt, daß er krähte, sobald Schiffer Gerhardtisen Abends nach einem kleinen gemüthlichen Landbesuch seinen Fuß auf Deck setzte. Zum Teufel, das war doch kein Grund zu krähen! Ewenfen auf dem „Stamford“ sagte, das käme von „fehlerhafter Behandlung“. Konnte man sich solch ein Geschwäg denken?! Gerade, als wenn Gerhardtisen sich nicht auf Hähne verstände! Er hatte sich ja einmal einen Hahn von so einem schwarzen Teufel von Neger unten an der Guinea-Kiste ergamert, als er das letzte Mal dort war, und einen zweiten solchen Hahn — ja, ja, es war ja dieser hier. Aber der Dummkopf, der Ewenfen. Gib mir den Hahn, hatte er gesagt, und ich sage Dir, ich bringe ihm Manier bei! . . .

Es war der letzte Abend, den sie in Mobile weilten.

Schiffer Gerhardtisen war an Land gewesen und hatte die Papiere geholt, und kam früh an Bord nach ein paar stillen Gläsern mit Ewenfen und Markussen und alle den Anderen — alles nette Kerle. Er sollte gleich um die Morgendämmerung vom Schlepddampfer geholt werden, denn er wollte unter der Morgenbrise hinaus. Aber war es nicht zum Verrücktwerden?! Er war noch nicht an Bord gekommen, so begann schon der Teufelshahn zu krähen und die „Marie Louise“ wie auch alle anderen Schuten zu alarmiren. In demselben Augenblick kam der Steward aus der Kombüse. Er hatte eine Schüssel und eine Laterne in der Hand. Auch er war heut' Abend an Land gewesen und nun wollte er dem Jack sein Abendessen geben; er hatte bisher nicht Zeit dazu gefunden.

Der Steward wollte wieder umkehren, als er den Schiffer Gerhardtisen erblickte; aber der Schiffer winkte ihm. „Kommt, Steward! Schauen wir einmal diesen Hahn an! Was fehlt ihm eigentlich?“

Der Guinea-Jack richtete sich beim Laternenschein auf und krähte wieder aus Leibesträften.

„Um halb neun Uhr Abends!“ murmelte Gerhardtisen.

Da sah er etwas, worüber er rein hintenüber fiel: gerade unter dem Hahn lag ein schimmernd weißes Ei.

„Steward!“ sagte er und packte ihn beim Arm. „Siehst Du das, Steward? Nun beginnt er gar Eier zu legen, das Schwein! Das verdammte Schwein!“

„Das ist nur Bosheit, Kapitän! Die reine Bosheit! Ich habe bei diesem Hahn so viel Bosheit ge-“

sehen, daß ich mich schämen würde, es zu erzählen. Er ist draußen auf dem Kai gewesen, und können Sie sich's denken, Kapitän — er wollte durchbrennen, müssen Sie wissen, denn ich glaube, es behagt ihm hier nicht an Bord; aber ich hab' ihn wieder an Bord geschafft!"

"Den Griesbrei soll er nicht haben!" sagte Schiffer Gerhardtson, als der Steward die Schlüssel in den Käfig hineinlegen wollte. "Fort soll er, und zwar auf der Stelle! Es kann ein ganz brauchbarer Hahn für Ewensen auf dem „Stamford“ sein; er meint ja selbst, er verstände sich so ungeheuer gut auf solches Viehzeug."

Eine Weile später hatte Schiffer Gerhardtson den Kai-Wächter an Bord. "Sehen Sie hier diesen Hahn, Wächter," sagte er. "Wollen Sie ihn nehmen und, entweder heute Abend oder morgen früh, ihn selbst an Bord des „Stamford“ hinarbeiten oder durch einen Anderen hinarbeiten lassen? Der „Stam-

ford" liegt nun draußen am River, wissen Sie. Und dann grüßen Sie von mir und sagen Sie, daß ihn Kapitän Ewensen haben soll. Verstehen Sie das?"

"Noch heut' Abend, Sir," sagte der Wächter, nahm den Guinea-Jack unter die Jacke und ging mit seinen schweren Schritten an's Land. . . .

Schiffer Gerhardtson lachte sich lustig in den Bart, als er früh in der Morgendämmerung achterwärts auf Haldeck stand, während sie hinausgeschleppt wurden. Dort gerade voraus lag der „Stamford“. Er rief dem Schleppdampfer zu: „Kapitän! Hart am „Stamford“ vorbei, wenn Sie können!"

Ja, das gönnte er dem Ewensen von ganzem Herzen. Er wollte ihm eine lange Nase machen, ja, wahrlich, das wollte er! Ein Hahn, der am Abend kräht und Eier legt, geradezu Eier legt! Pfui, so 'ne Schweinerei!

Gerade als „Marie Louise“ am „Stamford“

langsam vorbeizog, krähte es dort oben, sodas es schmetterte. Das war der Guinea-Jack; daran war nicht zu zweifeln. Schiffer Gerhardtson wollte gerade nach der Uhr sehen und sich wundern; aber er vergaß das Ganze, denn achter auf dem „Stamford“ stand Ewensen halb angeleibet und wehte und lachte in einer geradezu beleidigenden Weise. —

In der Kombüse der „Marie Louise“ saß der Steward und verspeiste sein erstes Frühstück.

"Bekommen wir hier an Bord auch sogar Eier?" fragte einer der Jungen, der gerade vorbeilief und sah, wie der Steward die Schale von einem Ei zerbrach, daß er zwischen zweien seiner dicken Finger hielt.

"Du Teufelskub!" sagte der Steward. "Ich miß' ja so eins kaufen, um diesen verdammten Hahn vom Schiff zu kriegen! Ich konnt' ihm ja doch nicht über den ganzen Atlantischen Ocean Opiumtropfen geben!" —



Gekränkte Anschuld.*

Ein Rad gebrochen! — Da liegt das Heu . . .
Da liegt der Wagen . . . und nebenbei
Ein blaßes, schwächliches Dirnchen steht,
Das heulend die Pispel der Schürze dreht.

„Was willst' denn?“ Ich streichle ihm sanft das Gesicht,
Da zeigt's auf den riesigen Wagen und spricht,
Das zitternde Stimmchen von Schluchzen zerissen:
„Sie sagen, ich hätte ihn umgeschmissen!“

Anna Ritter.

Winterabend. Etwas Schneelicht läßt noch die Spuren des Steiges erkennen. Ueber die dünnen Stengel der Distel und des Haidekrautes zittert es hin und an einzelnen Stämmen empor, an die der Wind seinen Schneetraub geworfen. Von den nächsten Halden und Hängen ein fahles Gescheine, das mäßig stirbt im Dunkel. Schwarz ragen die alten Föhren; als wären sie aus zusammengeschobenen Nestern gebildet, erscheinen die Kronen. Und dahinter die finstere, schneebrohende Wolkenswand. Den Steig entlang stapft ein Mann. Noch wenige Schritte und er ist daheim, in dem Holzhauerhäuschen, das am Rande der Höhe und am Saume des schüssenden Hochwaldes sich erhebt, und aus dessen Hinterfenster das Licht freundlich herüberleuchtet.

Ein Stückchen Natur bringt unser heutiges Bild zur Anschauung, nichts weiter. Einen Föhrenhochwald im deutschen Mittelgebirge, an einem Abend, da die Kraft des Winters g'brochen, wenn der Frost voll ist der lauen Luft, die den „Auswärts“ kündigt. Es ist die erste und die stärkste Freude, die der kommende Frühling den Waldleuten bereitet. In Hemdsärmeln könnte man vor die Thüre treten, um sich vollzulaugen mit der molligen Luft, die gesättigt ist von dem Duft der Kiefernaßeln und dem starken Geruch der Preiselbeerkräuter. Kein Laut und kein Ton. Nur ab und zu ein feines Stimmchen, wenn ein gleitender Tropfen vom Ast zum Stamm überschnellt und die Rinde hinabrinnt in den thauenden Schnee. Was sind all' die Gaben des Frühlings gegen diese Vorfreude, diese Verheißung? An allen Nerven zieht es. Heraus muß die Freude, und wenn der Zuschauer die Röhle sprengen sollte. —

Die Wünschelrute hat schon im Alterthum ihre Vorbilder gehabt, eine Verbindung zwischen ihren damaligen Formen und der Gestalt, die sie in Europa am Schlusse des Mittelalters annahm, läßt sich jedoch nicht nachweisen. Was man über ihre Geschichte weiß, findet sich in dem kürzlich erschienenen Buche „Aberglaube und Zauberei“ von Alfred Lehmann (Stuttgart, F. Enke) zusammengetragen. Unter Kaiser Valens wurden mehrere Männer angeklagt, sich gegen den Kaiser verschworen und durch Zauberkünste den Namen seines Nachfolgers erforscht zu haben. Dazu hatten sie einen Ring benutzt, der an einem feinen Faden hing. Erst Paracelsus erzählt dann wieder, daß die deutschen Bergleute zur Aufindung verborgener Metalladern eine in Form eines Y gegabelte Ruthe gebrauchten, deren beide Zweige der Suchende horizontal in den Händen hielt. Ging er nun langsam über's Feld, so sentie sich die Ruthe an der Stelle, an der das Metall lag. Das Verfahren wird

aber zu den „unsicheren Künsten“ gerechnet; es glückte nicht Jedem, und die Angaben der Wünschelrute waren durchaus nicht immer zuverlässig. Sehr verbreitet scheint ihr Gebrauch damals auch nicht gewesen zu sein. Außerdem waren die Ansichten über die Anwendung der Wünschelrute sehr getheilt. Im Jahre 1630 machte ein französischer Edelmann in Wöhmen die Entdeckung, daß Erzen- und Weidenzweige auch zum Auffinden unterirdischer Wasseradern gebraucht werden könnten. Die wissenschaftliche Welt wollte sich jedoch immer noch nicht für die Wünschelrute interessieren.

Im Jahre 1692 erst beginnt der interessanteste Theil ihrer Geschichte. In diesem Jahre, am 5. Juli, Abends 10 Uhr, fand man nämlich einen Weinhändler und seine Frau in Lyon ermordet. Jede Spur von dem Mörder fehlte, und so wurde ein reicher Landmann, Jacques Anmar, herbeigerufen, der mit Hilfe einer Wünschelrute nicht nur Metall- und Wasseradern, sondern auch sogar Diebe und Mörder zu entdecken vermögen sollte. Er behauptete auch gleich, seine Ruthe führe ihn nach drei verschiedenen Richtungen, also müßten drei Mann am Verbrechen theilhaftig sein; er folgte den Spuren viele Meilen weit, und er fand wirklich Einen, von dem er versicherte, er wäre der Mörder. Zwar leugnete dieser jede Theilhaftigkeit am Mord, aber er wurde, auf einige recht zweifelhafte Zugeständnisse hin, verurtheilt und hingerichtet. Dieses Ereigniß erregte ein ungeheures Aufsehen. In kurzer Zeit wurde eine ganze Anzahl gelehrter Bücher geschrieben, die, jedes in seiner Weise, die Wirkungen der Ruthe zu erklären suchten. Die Geistlichen erblickten eine teuflische Kunst darin; ein Theologe suchte den Nachweis zu führen, daß die Wirkungen der Wünschelrute vollständig mit den magnetischen und elektrischen Wirkungen übereinstimmen, so daß nicht der geringste Grund zur Annahme übernatürlicher Ursachen vorliege. Nur eines vergaßen die gelehrten Männer alle: zu untersuchen, ob die Ruthe das, was man ihr zutraute, auch wirklich leistete.

Einen schweren Stoß erzielten nun alle diese Theorien, als man nachwies, daß ein Zweig sich weder zum Wasser noch zum Metall oder einem anderen Gegenstand senkte, wenn er nicht von der Hand eines Menschen gehalten werde, sondern bloß an einem feinen Faden, um den er sich leicht drehen könne, angebracht sei. Noch schlimmer wurde es, als Anmar nach Paris berufen wurde, wo verschiedene Experimente mit ihm angestellt wurden. Er konnte weder Wasser noch Metalle, die von Menschen versteckt waren, noch Diebstähle, die der Polizei bereits bekannt waren, entdecken. Nun fing man auch an zu zweifeln, ob der Hingerichtete überhaupt der Mörder gewesen sei. Darnach verlor die gelehrte Welt das Interesse an der Wünschelrute. Aber im Volke lebt noch heute vielfach der Glaube an ihre Wunderkraft. —

Ueber die Regenerationskraft im Thierreich hielt der bekannte Zoologe an der Universität Freiburg i. B., Professor Dr. Weismann, kürzlich in der dortigen Naturforschenden Gesellschaft einen äußerst interessanten Vortrag, dem wir das Folgende entnehmen: Die Regenerationskraft ist im Thierreich sehr verbreitet; sie ist schon lange bekannt bei den Süßwasserpolypen, die man in fast beliebige Stücke schneiden kann, worauf sich aus jedem Stück wieder das vollständige Thier entwickelt. Weiter finden wir sie bei niederen und höheren Würmern. Bei den Wirbelthieren nimmt die Regenerationskraft mehr und mehr ab. Immerhin sind aber z. B. die Salamander im Stande, den Schwanz und die Beine zu regeneriren. Schon Spallanzani hat beobachtet, daß einem Salamander achtmal das abgesechnittene Bein nachwuchs. Bei den Knochsen regenerirt wenigstens der Schwanz; er ist sogar mit einer besonderen Abbruchvorrichtung versehen. Bei noch höheren Thieren ist die Regenerationskraft sehr

gering. Man kann sich das damit erklären, daß die komplizirten Organe der höheren Thiere schwerer zu ersetzen sind als die einfacheren der niederen Thiere. Daß man aber mit dieser Erklärung nicht auskommt, zeigt der Umstand, daß einander verhältnismäßig nahestehende Thiere, z. B. Salamander und Oim, eine ganz verschiedene Regenerationskraft besitzen. Professor Weismann erklärt nun die Regeneration als eine auf Grundlage der Naturzüchtung entstandene Anpassungserscheinung. Damit soll gesagt sein, daß nur solche Organe sich zu regeneriren im Stande sind, die leicht beschädigt oder verloren werden können und dem Thiere doch nothwendig sind. Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt in den Versuchen, die Professor Weismann mit Salamandern anstellte, denen er innere Körpertheile, z. B. die eine Lunge, herausnahm, ohne daß Regeneration eintrat. Die Thiere kommen eben unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht dazu, diese Organe zu verlieren; daher hat sich bei ihnen auch nicht die Fähigkeit ausgebildet, sie zu regeneriren.

Auch die Regeneration von Körperteilen, deren Beschädigung auf den ersten Blick nicht häufig einzutreten scheint, z. B. des Schnabels eines Vogels, erklärt sich, nachdem man bei näherer Betrachtung gesehen, daß eine solche Verletzung in den Kämpfen der Vogelwelt nicht allzu selten ist. Gegen die Ansicht von Prof. Weismann hat ein amerikanischer Forscher eine Reihe von Versuchen in's Feld geführt, die er mit dem Fingstielkrebs angestellt hat. Dieser Krebs bewohnt Schneckenhäuser, aus denen er außer dem Kopf nur die vorderen drei Beinpaare herausstreckt. Während diese also im Kampf um's Dasein leicht verletzt und abgedrückt werden können, ist dies bei den beiden folgenden Beinpaaren, sowie bei den Anhängen des Hinterleibes so gut wie ausgeschlossen. Nun zeigt sich aber die Regenerationsfähigkeit bei allen ungefähr gleich. Prof. Weismann erklärt dies dadurch, daß die aus einem niederen Thierzustande übernommene Regenerationsfähigkeit sich festgehalten wird, daß also in alter Erinnerung noch Organe regeneriren, die dies nicht mehr nöthig hätten. Für diese Auffassung spricht vor Allem die Thatsache, daß mehrfach die regenerirten Körperteile anders aussehen, als die ursprünglichen; sie gehören einem älteren Typus an. Die Regenerationsanlage kann sich eben nicht so schnell verändern, als dies die Theile selbst gethan haben. Weiter sind hier von Wichtigkeit Beobachtungen und Versuche, die Vordage auf der Insel Bourkoë mit den langbeinigen Gespenstschrecken angestellt hat. Er fand, daß die Regeneration der Beine nur von zwei bestimmten Punkten aus stattfand; dabei wird der Fuß in Uebereinstimmung mit dem eben Gesagten als Reminiscenz an eine frühere Periode statt fünf- nur viergliedrig. Auch bei den Krebsen findet das Abwerfen der Beine, die Autotomie oder Selbstverstümmelung, an ganz bestimmten, mit besonderer Einrichtung versehenen Punkten statt. Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so lautet die negative Antwort, daß diese Form der Naturzüchtung wohl kaum auf Rechnung der dem Thier nachstellenden Feinde zu setzen sein dürfte. Von wesentlicher Bedeutung für die Erklärung ist dagegen die Häutung des Thieres. Es kommt häufig vor, daß das Thier nicht gut aus der Haut fahren kann, sondern ein Stück in derselben zurückläßt. So wurde beobachtet, daß von hundert Gespenstschrecken bei der Häutung neun zu Grunde gehen, zweiundzwanzig ein Bein verlieren. Auf Grund der vorgetragenen Thatsachen kommt Prof. Weismann zu dem Schluß, daß die von ihm vertretene Ansicht, wonach die Regeneration als Anpassungserscheinung zu erklären ist, wohl begründet sei. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus „Gedichte“. Leipzig, H. G. Stebeckind.